

– Ein Märchen –

„Ich muss unbedingt wieder eine Band gründen“, sagte er und trommelte unruhig mit den Fingern auf dem Rand eines Glases herum.

Er hatte seine blaue Steppdecke angezogen, die er zur Jacke umgenäht hatte, was ziemlich abgerissen aussah. In der Szene hieß er nur „Onkel Dinky's Reserve-Mufflon“, obwohl er selbst Onkel Dinky war. Aber allen kam es so vor, als wäre er nur ein müder Abklatsch seiner selbst. Er war wieder im Begriff, eine große Dummheit anzuzetteln. Ich sah es schon kommen. Nicht nur, dass er Probleme mit einer etwaigen sexuellen Identität hatte. Er besaß zudem übernatürliche Kräfte und zog Probleme an wie ein Magnet. Ich hatte ihn vor ein paar Jahren kennengelernt, als er in unser Haus eingezogen war und wir uns öfter vor dem Briefkasten begegneten, um die Absagen einzusammeln. Seitdem ich Erfolg mit Krakelzeichnungen hatte und in Off-Galerien norddeutschen Schauspielern wie Friedrich Urwesen Bilder verkaufte und ihnen das Geld aus den Taschen zog, trieb ich mich nur noch selten in Kneipen herum.

Aber Onkel Dinky? Was sollte aus ihm werden? Nicht, dass ich mir wirklich

Sorgen machte. Aber man hatte nicht einmal das Gefühl, dass er sich selbst darum kümmerte. Fühlte sich eigentlich irgendjemand für ihn zuständig? Wer zum Teufel war das, in den er dieses Getränk da gerade hineinschüttete?

Wohnte irgendjemand in diesem Typ?

„Ich mach das jetzt mit der Musikalienversicherung“, sagte er. „Ich mein', ich bin doch Profi. Eigentlich schon seit '73 in New York City“, brummelte er weltoffen. „Damals hatte ich allerdings nur die Holzgitarre von Schwester Inken mit stahlumwickelten Nylonsaiten, grauenvoller Sound. Ich übte Fingerpicking, das musst du dir mal vorstellen: Fingerpicking! Ich, mit meinen widerborstigen Pranken! Ich spielte Folk und kaufte getöpferte Bongos, deren Felle sich je nach Wetterlage total verspannten. Bei Regen klangen sie, als hätten sie Migräne, waren völlig schlaff und runter. War damals groß in Mode. Bei Schnee klangen sie knochentrocken wie ein Skelett.“

Wenn Onkel Dinky in Fahrt kam, war er nicht mehr zu bremsen. Ich bestellte noch zwei Bier und guckte mich etwas gelangweilt in der Kneipe um. Irgendjemand hatte ihm fälschlicherweise erzählt, dass ich mit ihm eine Performance machen wolle, und nun glaubte er, mir seine künstlerischen

Qualitäten beweisen zu müssen.

„Mit einem Freund machte ich an den Wochenenden um 1976 Tonbandexperimente. Übersteuern und so“, sagte er. „Ich besaß eine deutsche E-Gitarre, die ich über einen japanischen Billig-Cassettenrekorder spielte. Damit nahm ich eine ganze Symphonie auf“, erzählte er, „indem ich ein Mikro in einen 20-Liter-Benzinkanister hielt, den Pegel des Tonbandeingangs voll aufriß und den Griff des Tanks mit zwei Percussionschlegeln bearbeitete. Je nach Laune nahm ich den Pegel zurück, was den symphonischen Verlauf ausmachte. '79 dann, ich hatte inzwischen schon zwei E-Gitarren, merkte ich, dass ich lieber Schlagzeuger werden wollte, weil mir beim Spielen vor Leuten immer so die Finger zitterten und ich Angst hatte, mich ständig im Ton zu vergreifen. Trommelfelle sind größer als Saiten, die Chance daneben zu schlagen ist also kleiner. Ich arbeitete dann einen Monat im Einwohnermeldeamt und kaufte mir vom Lohn ein Schlagzeug-Set.“

Während er redete, fuchtelte er wild mit seinen Händen in der Luft herum, als wolle er ein Luftschloss aufmachen. „Die Bands, mit denen ich dann

spielte“, fuhr Onkel Dinky fort, „hatten furchterregende Namen wie D.O.O.F., The Schmeels, Galerie Lokal und später, als ich nach Deutschland übergesiedelt war, kamen Die Pyjama-Jungs, Zittittiter, die legendären Vertreter und zum Schluss einfach Zahnarzt. Ein Freund namens Hark, eine Art konspirativer Beisitzer, riet uns immer zum Namen ‚Chemische Einigung‘ – das war noch vor der Wende. Wir saßen manchmal stundenlang in den Kneipen unseres Vertrauens, in denen sonst nur bauchige Onkels und so Typen rumhockten, und sagten ein möglichst absurdes Wort, das als Namensvorschlag gemeint war. Dann lachten wir bis zum völligen Work Out des Zwerchfells.

Kanzlerin

HH-Milch

Ratzeburg

Tantenkiller

Die Schronks

Catweazle

Flummi

Krrra!

Rapport für Mutti

Import Beach

Eginald Schlattners Bruder

Freakhelm

Schießen, weiterfahren, kommunizieren

Modern wie Wetter

Sex einigt alles

Völlig vergoogelt

The Bottles

Die Wohndruiden

Nylon & Spandex

Strukturfaktor

Telegenese

Brain Emo

Die Apriori Indianer"

Undsoweiter ...

Das ging stundenlang so. Michael studierte Philosophie, ich studierte Germanistik und Hark studierte Kunst. Wir waren immerhin eingeschrieben. Bestimmt drei, vier Jahre, zweimal in der Woche, gingen wir nach dem Üben in die Kneipe, um Namen zu suchen. Inzwischen hatte sich um uns eine Schar seltsamer Vögel gruppiert, die irgendwelche Instrumente zu spielen vorgaben. Oetzel, ein kauziger Vogel mit Hakennase und Parka, der typische Physiker, drehte mit Vorliebe an den Knöpfen seines Synthesizers, einem Korg MS-20, der ein gräuliches Fiepen und Brummen erzeugte. Dazu sangen wir Texte wie ‚Den Männern von Penaten, den darf man nichts verraten‘. Ich experimentierte mit der Melodica meiner Mutter und blies schrille Dissonanzen, zu dem mir albtraumhafte Sequenzen durch den Kopf gingen, die ich später in experimentellen Kurzfilmen verarbeitete. Ich schwänzte die Uni, so kam es mir jedenfalls vor, und hatte keine Ahnung, was ich hätte machen können, außer eben diesem Krach. Mir schien, als hinge mein Leben davon ab. Um uns herum schossen Bands wie Pilze aus dem Boden. In den neuen Musikzeitschriften lasen wir, dass der Zug auch ohne uns abgefahren war. Der Song ‚Kruste eins und Kruste zwei, eilt mir beide schnell herbei‘ war

immerhin ein Achtungserfolg.“

Ach ja, immer wieder dieselbe Leier, dachte ich. „Hast du vor, 'ne Vita zusammenzustellen, hier mit mir? Oder warum erzählst du mir das alles“, fragte ich ihn. Er blickte mich verblüfft an und sagte: „Ich muß mir etwas Mut anreden“, und faselte weiter von Identitätsfindung und persönlicher Geschichte, Standortforschung, Neubeginn und und und. Ein schwerer Abend. Onkel Dinky wollte, dass ich ihm glaube, er sei Musiker. Nicht ganz einfach. Außerdem war er, gelinde gesagt, unrasiert und ein Blick in sein Gesicht nur möglich, wenn man ihm vom Horn freistrich. Und während er weitersprach, sah ich, wie die Bedienung die Flaschen und Gläser einsammelte und sich beim Beugen ihr Rock ein paar Zentimeter nach oben schob. Ein ganz natürlicher Vorgang.

„1982 machten wir Experimente mit einem Opersänger als Frontmann“, fuhr er fort. „Der brauchte keine Verstärkeranlage, so laut war der. Der kam mit einem ganzen Katalog von Arpeggien an, die unser Keyboarder, ein empfindlicher, kaum belastbarer, sehr nervöser Mann, der zudem spielsüchtig war, nur mit extremem Fingertraining auf seinem Spinett-artigem Gerät

spielen lernte. Ich klopfte derweil auf einen Pappbottich mit Aluboden, den ich aus der Plastikfabrik geklaut hatte, in der ich damals arbeitete, einfache Viertel. Die Musik trieb alle aus dem Raum, ein Wahnsinn. Wir hatten nie einen Auftritt, unsere Kompromisslosigkeit aber war genial. Echter Underground-Kult!“

Die Bedienung wedelte mit ihrer Schürze und sortierte die Bierdeckel auf dem Tisch wieder in den Halter. Superordentlich hier, dachte ich gelangweilt. Onkel Dinky stammelte sich durch den Abend, meine Gedanken nahmen derweil Platz an einem gedeckten Tisch, an dem eine Frau bediente, die statt Bierdeckel ein Skatblatt auslegte und darauf Fünf-Liter-Eimer mit Wasser servierte, in die sie eine Ladung Vitamintabletten kippte, umrührte und zum Abschluss eine Sonnenblume auf den Trinkeimer legte. Damit keine Fliegen hineinfallen können, hauchte sie mir vertraulich ins Ohr.

Mein Nachbar fuhr indes fort: „„Das rockt doch nicht!“ bekamen wir zu hören, als wir vor unseren Freunden spielten. Wir teilten uns den Übungsraum mit dem Sohn eines Managers, der immer schon im Raum lag, als wir ankamen, und der die ganze Nacht durchgesoffen und alle Verstärker

angelassen hatte. Den mussten wir vor der Probe dann immer an den Füßen aus dem Raum ziehen. Ich dachte damals oft daran, wieder zurück in die Staaten zu gehen. Das Schlimme ist ja, dass es alles tatsächlich passiert ist. Alles, bis auf, dass ich jemals in den Staaten war“, sagte Onkel Dinky betrübt und brach schluchzend über dem Tisch zusammen.

Ich dachte, jetzt sei es an der Zeit zu gehen, bevor auch ich noch beginne, meine Geschichte zu erzählen. Aber meine Bewegungen waren schon so langsam, dass es mir leichter fiel zu reden als aufzustehen. Ich faselte monoton: „Der Grundstein für meine Karriere wurde bereits in der vierten Klasse gelegt. Wir sollten im Religionsunterricht eine Bibelszene frei nach Wahl illustrieren. Die Szenen wurden auf Pergamentpapier gezeichnet, aneinander geklebt und in einen selbstgebauten Bildschirm aus Pappe gefädelt, der wie ein U geknickt und mit zwei Schlitzern an der Vorderseite versehen wurde. Dann beleuchteten wir die Bildfläche mit einer Kerze und zogen die Szenen langsam am Betrachter vorbei, um einen kinoartigen Eindruck zu erzeugen. Nicht von oben nach unten, sondern von rechts nach links und wieder zurück. Ein Bild pro Minute. Was für eine glorreiche Idee!

Unsere Zuschauer übten sich derweil im Stirnerunzeln. Ich kam gar nicht darauf, farbig zu zeichnen, weil wir nur einen Schwarzweiß-Fernseher zu Hause hatten. 1965 gab es noch keine Farbe. Als die Lehrerin meine Arbeit sah, sagte sie: ‚Deine Figuren sehn ja furchtbar aus! So zeichnet man doch in der zweiten Klasse!‘ Sie guckte mich so böse an, wie nur Religionslehrerinnen gucken können, deren Sexualleben aus dem Bürsten von Ziegenfellen besteht. Ich war schockiert. Ich hatte meine Figuren gezeichnet, so gut ich konnte. Vielleicht sahen sie aus, wie das winterliche Geäst vor dem leeren Himmel. Vielleicht waren es traurige Szenen, die sich da in meinem Papprahmen abspielten. Ich hatte aber nach bestem Können gehandelt. Trotzdem erreichte ich in der vierten Klasse nur das Niveau der Zweitklässler. Betrübt sank ich zurück, denn ich hatte mich überhaupt nicht entwickelt. Damals habe ich aufgehört, meinen Zeichenstil zu perfektionieren. Ich war echt deprimiert. Heute wär' das ja nicht so schlimm, wenn jemand sagen würde: Du zeichnest wie ein 32-Jähriger. Obwohl man schon 34 ist. In Wirklichkeit zeichne ich heute noch immer wie ein Neunjähriger. Inzwischen aber heißt es, ich hätte mir meinen naiven Blick bewahrt. Dabei habe ich nie

einen naiven Blick gehabt.“

Während ich so erzählte, war Onkel Dinky bereits eingeschlafen und schnarchte enorm. Er hatte aber eine Notiz auf einen Zettel geschrieben, auf dem stand:

Alles Gute zum Geburtstag
wünscht Dir

Onkel Dinkys Reserve-Mufflon

Na, dachte ich, es ist also schon Mitternacht. Immerhin einer, der gratuliert. Ich hielt inne, seufzte, räusperte mich in der Ahnung, dass ich mir selbst etwas beweisen musste, und führte die Erzählung meiner Lebensgeschichte fort, da sich die Bedienung zu mir an den Tisch setzte und meinem Monolog ein wenig Aufmerksamkeit schenkte: „Bei Linolschnitten in der siebten Klasse schnitt ich mir in die Finger. In der neunten Klasse des Gymnasiums wurde es dann sehr abstrakt: Zeitungen lesen, Bilder ausschneiden, Kaffee trinken, träumen, an der Uhu schnüffeln, den Handrücken mit Klebe bestreichen und warten, bis man sie wie eine zweite Haut wieder abziehen konnte. Das kam meiner Vorstellung vom Künstler-Dasein doch gefährlich nahe. Unser

Kunstlehrer war ein Ungar, der mit anderen Lehrern in einem ehemaligen Schulgebäude im so genannten ‚Alten Land‘ wohnte, ein biblischer Ort, und dort Ausstellungen mit eigens modellierten Vasen, Töpfen und Tiermodellen organisierte. Bei ihm lernte ich, dass die Interpretation wichtiger ist als das Bild. Ich bastelte das berühmte ‚Dinner 2000‘, das ich, weil es mir zu banal erschien, in ‚Dinner 2020‘ umbenannte. Auf einem weißen Plastikteller aus dem Spielzeug-Service meiner Schwester klebte ich Büroklammern, Transistoren, Dioden, Tabletten und strich etwas Schönheitscreme als Sauce an den Tellerrand. Das Ganze klebte ich auf einen mit Goldpapier verzierten Pappkarton. Ein ziemlicher Unfug, der zu der damals grassierenden und von George angezettelten 1984-Hysterie passte und durch eine zweiseitige Interpretation aufgewertet wurde. Ich bekam eine Einsminus. Wofür das Minus stand, habe ich nie erfahren.“

Die Bedienung schüttelte erst den Kopf und setzte dann ein Bierglas an den Mund.

„Nach dem Abitur experimentierte ich mit Drogen und sympathisierte vor allem mit Edvard Munchs Bild ‚Der Schrei‘. Eine sehr lange, introvertierte

Phase. Mit 25 Jahren fühlte ich, nach langen Jahren des künstlerischen Schweigens, erstmals wieder einen Drang nach Expression und mietete 1985 an einer U-Bahn-Station einen an der Wand hängenden Werbe-Schaukasten an. Darin positionierte ich eine rechteckige Styroportafel, auf die ich die Parole ‚Das Größte an der Welt ist ihr Dunstkreis‘ pinnte und mit dem Kürzel ‚Institut für Inter-Nagut‘ unterzeichnete. Jetzt hatte ich meine eigene Galerie. Für 45.- Mark im Monat. Einen öffentlichen Raum, in dem ich nach Herzenslust schalten und walten konnte. Ich gruppierte um die Styroportafel damals modisches Zubehör wie blaue PVC-Folien, einen Kinderherd, einen Vorsatz für einen VORWERK-Staubsauger, ein Technik-Buch aus der DDR für Kinder mit grellen Illustrationen und eine Tüte Styropor-Chips, die auf dem Boden des Hängekastens verstreut lagen. Eines Tages erhielt ich einen Anruf eines Galeristen, der vor Jahren an jener U-Bahnstation denselben Kasten gemietet hatte und der die ‚Welt‘, eine ‚Agentur durch kulturelle Situationen‘, gegründet hatte; eine Galerie, in der er den ganzen Tag herumsaß und wartete, dass irgendjemand etwas mit ihm machen würde, ihn provozierte oder interessierte. Er hätte meine Installation gesehen und dachte, er wäre

mit dem Satz ‚Das Größte an der Welt ist ihr Dunstkreis‘ gemeint gewesen. Ein purer Zufall. Er fragte mich, ob ich nicht mal vorbeikommen könne. Zwei Tage später erhielt ich einen Anruf vom ‚Vorwerkstift‘, einer Künstlervereinigung, der ebenfalls meine so genannte Installation aufgefallen war und die sich durch die Wahl des Staubsauger-Vorsatzes VORWERK angesprochen fühlte.

Ich hatte ohne mein Wissen ein Netz von Zusammenhängen berührt, in dessen Zentrum ich nun wie eine fette Spinne meine Kreise zog. Nun konnte ich sogar die während des Telefonierens angefertigten Krakelzeichnungen ausstellen. Ich erwarb mir nicht nur einen gigantischen Ruf als Krakelzeichner, sondern auch als Performer. Meine Performance war das Band-Verhindern. Ich verhinderte das Zustandekommen von Bands, indem ich so tat, als wollte ich bei ihnen mitspielen, und hatte damit Riesenerfolg. Alles andere ergab sich dann wie von selbst. Vernissagen im Umland folgten und bald auch in Köln und Paris. Ich war international gefragt. Meine neueste Arbeit ist eine Serie von total unleserlichen Autokennzeichen in riesigen, zerbrochenen Lettern.“

Die Bedienung schüttelte den Kopf und rüttelte den Onkel, aber der rührte sich nicht.

So herzerweichend meine Geschichte auch sein mag, so traurig ist die meines Tisch-Nachbarn: Während ich noch redete, hatte Onkel Dinky das Atmen eingestellt und verstarb unerkannt als musikalisches Durchschnittsgenie in einer Kneipe meiner Wahl.